

geschichte heute

zeitschrift für historisch-politische bildung



Zeitschrift des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands 8. Jahrgang

2015

1

Rede des Bundespräsidenten Joachim Gauck
zur Eröffnung des Historikertages 2014

Hochfinanz in der Frühen Neuzeit

Ralf Banken: Frankfurt als Finanzplatz in der Goethezeit 1750–1840

Wolfgang Geiger: Schulden und Schuld. Der Fall des Joseph Süß Oppenheimer
als Lehrstück nicht nur für die Fürstenherrschaft der Frühen Neuzeit

Geschichte vor Ort – außerschulische Lernorte und Projekte

Forum

Buchbesprechungen



**WOCHEN
SCHAU
VERLAG**

geschichte & heute

zeitschrift für historisch-politische bildung

Jahrgang 8 | 2015, Heft 1

Hochfinanz in der Frühen Neuzeit

Mit Beiträgen von
Ralf Banken
Joachim Gauck
Wolfgang Geiger

Herausgegeben
vom Verband der
Geschichtslehrer
Deutschlands



WOCHENSCHAU VERLAG

Copyright Wochenschau Verlag, Schwalbach/Ts.

INHALT

Editorial	5
-----------------	---

Rede des Bundespräsidenten Joachim Gauck zur Eröffnung des Historikertages 2014	6
--	---

Hochfinanz in der Frühen Neuzeit

<i>Ralf Banken</i> : Frankfurt als Finanzplatz in der Goethezeit 1750–1840	14
<i>Wolfgang Geiger</i> : Schulden und Schuld. Der Fall des Joseph Süß Oppenheimer als Lehrstück nicht nur für die Fürstenherrschaft der Frühen Neuzeit	35

Geschichte vor Ort – außerschulische Lernorte und Projekte

Das DB Museum Nürnberg – die ganz Welt der Eisenbahn	48
Alphabetisches Gesamtverzeichnis aller in gfh vorgestellten „Institutionen“	52

Forum

<i>Wolfgang Geiger</i> zur Leitrezension „Neues zur Urkatastrophe“ (gfh 4/2014)	56
<i>Lars Strotmann</i> : Im Westen nichts Neues? Die aktuelle Kriegs(un)schulddebatte zwischen deutscher Orthodoxie und smartem Revisionismus	58

Aus dem Bundesverband und den Landesverbänden

Bundesverband	62
Berlin	63
Brandenburg	66
Hamburg	69
Mecklenburg-Vorpommern	71
Niedersachsen	71
Nordrhein-Westfalen	73
Rheinland-Pfalz	75

Buchbesprechungen

Leitrezension

Wolfgang Michalka: Das Auswärtige Amt und seine umstrittene Vergangenheit	76
---	----

Übergreifende Werke

Simon Garfield: Karten. Ein Buch über Entdecker, geniale Kartografen und Berge, die es nie gab (Gisbert Gemein)	81
Michael Gehler/Robert Rollinger (Hrsg.): Imperien und Reiche in der Weltgeschichte (Uwe Walter)	82

Mark Mazower: Die Welt regieren. Eine Idee und ihre Geschichte (Peter Stolz)	84
Peter Hoeres et al. (Hrsg.): Herrschaftsverlust und Machtverfall (Michael Brabänder)	85
Christian Meier: Der Historiker und der Zeitgenosse / Reinhart Koselleck – Carsten Dutt: Erfahrene Geschichte (Uwe Walter)	86
Florian Muß: Präsident und Ersatzmonarch (Gisbert Gemein)	88

Einzelne Epochen

Dagmar Stutzinger: Griechen, Etrusker und Römer. Eine Kulturgeschichte der antiken Welt im Spiegel der Sammlungen des Archäologischen Museums Frankfurt (Frank Goldmann)	90
Günter Bayerl: Technik in Mittelalter und Früher Neuzeit (Johannes Altenberend)	91
Anuschka Tischer: Offizielle Kriegsbegründungen in der Frühen Neuzeit (Helga Botermann)	94
Gerd Fesser: 1813. Die Völkerschlacht bei Leipzig (Michael Fröhlich)	96
Ulrich Schlie: Das Duell. Der Kampf zwischen Habsburg und Preußen ... (Michael Fröhlich)	98
Andreas Rose: Die Außenpolitik des Wilhelminischen Kaiserreichs 1890–1918 (Michael Fröhlich)	99
Claudius Torp: Wachstum, Sicherheit, Moral. Politische Legitimation des Konsums im 20. Jahrhundert (Sonja Petersen)	100
Gerhard Schneider: In eiserner Zeit. Kriegswahrzeichen im Ersten Weltkrieg (Ralph Erbar)	101
Frederick Taylor: Inflation. Der Untergang des Geldes in der Weimarer Republik und die Geburt eines deutschen Traumas (Otmar Niele)	103
Michael Wildt/Christoph Kreutzmüller (Hrsg.): Berlin 1933–1945 (Peter Stolz)	106
Bernhard Sauer: „Nie wird das Deutsche Volk seinen Führer im Stich lassen“. Abituraufsätze im Dritten Reich (Ulrich Bongertmann)	107
Johanna Eichmann: Die rote Johanna. Erinnerungen 1952–2012 (Erika Richter)	108
Alexander Goller: Elly Heuss-Knapp – Gründerin des Müttergenesungswerkes (Joachim Radkau)	109
Charles Moore: Margaret Thatcher. The Authorized Biography (Detlef Mares)	112
Viktor Krieger: Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft. Historische Schlüsselerfahrungen und kollektives Gedächtnis (Erika Richter)	114
Dieter Krüger: Am Abgrund? Das Zeitalter der Bündnisse: Nordatlantische Allianz und Warschauer Pakt 1947 bis 1991. (Ulrich Bongertmann)	115
Hans-Peter Schwarz: Helmut Kohl. Eine politische Biographie (Helge Schröder)	116
Werner Sonne: Staatsräson? Wie Deutschland für Israels Sicherheit haftet (R. Lütgemeier-Davin)	118

Fachdidaktik

Christian Ernst (Hrsg.): Geschichte im Dialog? DDR-Zeitzeugen in Geschichtskultur und Bildungspraxis (Axel Janowitz)	120
Sebastian Barsch/Wolfgang Hasberg (Hrsg.): Inklusiv – Exklusiv. Historisches Lernen für alle (Bettina Alavi)	124
Bernd Schönemann: Bausteine einer Geschichtsdidaktik. FS Schönemann (Jörg van Norden)	125
Heike Düselder et al. (Hrsg.): Umweltgeschichte (Franziska Conrad)	126
Marek Dworaczek: Die deutsch-polnischen Beziehungen 1772-1990 (Peter Johannes Droste)	128
Jelko Peters: Geschichtsstunden planen (Tobias Dietrich)	131
Albrecht Pohle et al. (Hrsg.): NS-Justiz und Nachkriegszeit (Wigbert Benz)	132
Michael Sauer (Hrsg.): Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit (Gisbert Gemein)	133
Dirk Witt: Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg im Geschichtsunterricht (Wolfgang Woelk)	134
Impressum	135
Abstracts	138
Beitrittserklärung zum VGD	142
Autoren	144

Editorial

Neuerungen in der *gfh*

Unsere Zeitschrift hat ein neues Schriftbild. Aber nicht nur das. Ausgehend von der Idee, die zahlreichen fachwissenschaftlichen Aufsätze in *gfh* auch für den Geschichtsunterricht nutzbar machen zu können, möchten wir in Zukunft zu ausgewählten Fachartikeln eine mögliche Didaktisierung anbieten. Wir möchten damit unseren Leserinnen und Lesern Vorschläge machen, wie man den Artikel im Geschichtsunterricht einsetzen könnte. Aus diesem Grund wird jeweils zu Beginn des Aufsatzes unter dem Titel „Didaktischer Fokus zum Unterrichtseinsatz“ eine mögliche Didaktisierung in einem eigenen, auch optisch abgesetzten Kästchen vorgestellt. Diese erschließt den Artikel unter drei Aspekten:

1. Thematischer Bereich und didaktische Konstruktion,
2. Auswahl möglicher Textstellen
3. Ziele

Zusätzlich werden geeignete Textstellen, die als Kopiervorlage im Geschichtsunterricht der Oberstufe einsetzbar wären, entsprechend optisch ausgewiesen.

Wir hoffen, dass wir durch diese Neuerungen *gfh* für die Kolleginnen und Kollegen an den Schulen noch wertvoller machen können. Über eine kritische Würdigung und eine Rückmeldung freuen wir uns sehr.

Die Redaktion

Rede des Bundespräsidenten Joachim Gauck zur Eröffnung des Historikertages 2014¹

... Alles auf Erden ist Geschichte, alles hat Geschichte. Aber was gewinnen wir eigentlich, wenn wir uns damit befassen? Ist es nicht belastend oder gar kränkend, wenn wir uns vor Augen führen, dass nichts denkbar ist ohne ein Vorher, das wir nicht selber gemacht haben? Lange vor uns sind Entscheidungen getroffen worden, die auch uns binden, obwohl wir dazu nicht gehört wurden. Dazu gehört auch Schuld, die wir nicht selber auf uns geladen, an der wir aber heute dennoch zu tragen haben.

Aber was vor uns geschah, ist oft ja auch Wohltat und Gewinn: Lange vor uns sind die Kämpfe ausgetragen worden, die auch uns heute noch Freiheiten schenken, für die wir selber nicht streiten mussten. Lange vor uns sind Leistungen erbracht worden, aufgrund derer wir heute Wohlstand, Frieden und Sicherheit genießen.

Es gibt also, auch in den Zeiten der scheinbar generellen Machbarkeit und des Anspruchs auf unbedingte individuelle Autonomie, so etwas wie ein Schicksal, ein Unverfügbares, von dem sich niemand voll und ganz emanzipieren kann.

Aber genau hier erscheint dann die wirkliche Aufgabe. Zwar sind wir für unsere Vergangenheit nicht verantwortlich, für den Umgang mit ihr aber allemal. Und dieser Umgang entscheidet über unsere Gegenwart und Zukunft.

Wir haben zwar unsere Vorgeschichte nicht gemacht und können nichts dafür, wie sie verlaufen ist, dafür aber glauben wir, besser als unsere Vorfahren zu wissen, was zum Beispiel an ihren Entscheidungen falsch und was richtig gewesen ist. Wir haben – wie wir denken, und sicher oft zu Recht – bessere und tiefere Einsichten. Und wir können oft nur den Kopf schütteln über die Einstellungen, Urteile und eben auch Entscheidungen von früher. Wir sind sozusagen kognitive Geschichtsgewinner. Oder vielmehr: Wir können es sein, wenn wir bereit sind zu lernen und genau hinzuschauen.

Nehmen wir nur die Beispiele, die die großen Gedenktage des laufenden Jahres bieten, allen voran der hundert Jahre zurückliegende Beginn des Ersten Weltkrieges. In aller Deutlichkeit sehen wir heute, dass damals auf allen Seiten weitgehende Wahrnehmungsverweigerungen geherrscht haben müssen, die bis zu partieller Blindheit gingen.

Heute sehen wir eine Unfähigkeit, Folgen bestimmter Entscheidungen in den Blick zu nehmen. Oder wir erkennen heute eine zynische Einstellung der Herrschenden oder Befehlenden gegenüber dem Leid der Untertanen.

Auch erblicken wir eine maßlose Selbstüberschätzung und eine unbedachte Bereitwilligkeit, die Katastrophe in Kauf zu nehmen und das alte Europa eine „Welt von gestern“ werden, also untergehen zu lassen.

Extrem unverständlich erscheint es uns heute, dass die Eliten von 1914 den Krieg

als reinigendes Feuer empfinden konnten, dass ihr Unbehagen oder ihr Überduss gegenüber der Moderne positive Untergangsphantasien hervorbringen konnte, ohne dass Einigkeit auch nur über die Konturen einer „neuen“ Welt herrschte.

Ebenso sehen wir heute, welche Fehler zum Beispiel die Westmächte vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges gemacht haben: Genannt wird dann oft das Münchner Abkommen mit Hitler.

Aber wissen wir es wirklich besser als die Akteure von damals? Oder wissen wir lediglich etwas mehr, nämlich wie die Geschichte weiterging? Im Augenblick des Geschehens kann niemand die Geschichte des Geschehens selber erzählen. Robert Musil, selber im Ersten Weltkrieg Teilnehmer an den so absurden wie barbarischen Dolomitschlachten, hielt sarkastisch fest: „So also sieht Weltgeschichte in der Nähe aus; man sieht nichts.“

Nur weil wir später dran sind, können wir heute die Geschichte erzählen. Und erzählen heißt ja, einen sinnvollen, plausiblen Zusammenhang zwischen den Fakten und Ereignissen herzustellen.

Beides ist übrigens gleich wichtig: Wenn die Historiker einerseits penibel und klar Fakten ermitteln und erforschen und die Quellen präsentieren, und wenn sie andererseits Geschichte in Geschichten zu erzählen wissen, die uns Sinn erschließen können durch eine bestimmte Perspektive der Erzählung. Gerade dieses Erzählen kann die Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen und auf diese Weise auch ethische und politische Fragen an uns heute stellen.

Dass wir heute vieles genauer sehen können, weil wir später dran sind, das darf uns nicht zu Besserwisserei und Hochmut verleiten. Im Gegenteil: Als kognitive Geschichtsgewinner lernen wir Skepsis und gewinnen die ständige Bereitschaft zur Überprüfung unseres eigenen gegenwärtigen Handelns. Wenn zum Beispiel, wie wir immer wieder feststellen, unsere Vorfahren von Vorurteilen geleitet wurden oder intellektuellen Moden folgten: Mit welchem Recht und mit welcher Sicherheit können wir eigentlich glauben, dass wir nicht selber zeitgeistigen Plausibilitäten oder schlichten Fehlurteilen aufsitzen? Es besteht aber genauso die große Gefahr, dass Geschichte ideologisch missbraucht bzw. instrumentalisiert wird.

Mir ist zum Beispiel in Erinnerung, dass nicht nur Teile der Medien, sondern auch Lehre und Forschung im Westen die Erfahrungen mit der kommunistischen Herrschaft, die Konstruktion von Ohnmacht der Vielen und die Übermacht der Wenigen nur unzureichend darzustellen vermochten.

Das gewinnen wir in der Beschäftigung mit Geschichte: Skepsis und kritisches Bewusstsein. Wenn die Geschichte auch nur selten eindeutige Handlungsoptionen für die Gegenwart bereitstellen kann, die sich aus historischer Erfahrung gleichsam von selber ergeben, so kann sie uns doch vor Selbstgefälligkeit und Unbelehrbarkeit warnen.

Historisch gebildet zu sein heißt doch eigentlich: seiner Endlichkeit, seiner Fehlbar-

keit und der Offenheit der Geschichte eingedenk zu sein. Wer so historisch reflektiert lebt, der denkt zweimal nach, bevor er handelt, und bemüht sich, mit Einsicht in das Notwendige zu handeln, mit Rücksicht auf die anderen und mit Hinsicht auf die denkbaren Folgen, auch auf die sogenannten unwahrscheinlichen.

Eines lernen wir aus der Geschichte auf jeden Fall: Es gibt meistens Gewinner und Verlierer. Wir sollten uns nicht lange mit Klagen darüber aufhalten, dass das so ist, sondern fragen: Wie geht der Verlierer mit seinem Verlieren, der Gewinner mit seinem Gewinnen um? Und auch: Wie verhält sich der Verlierer zum Gewinner und der Gewinner zum Verlierer?

[...]

Was am Beispiel dieses Einzelnen zu zeigen ist, das gilt auch für Nationen, Völker und Volksgruppen. Wo steht geschrieben, dass Verlierer immer Verlierer bleiben müssen? Und kommt nicht tatsächlich alles darauf an, wie im Nachhinein mit der Niederlage umgegangen wird – und im Übrigen auch mit dem Sieg?

Achten wir beim Nachdenken darüber nicht nur auf bewaffnete Konflikte, sondern auch auf andere Entwicklungen, die von Siegern und Verlierern sprechen lassen.

Da ist zum Beispiel die Geschichte der Industrialisierung. Uns steht einerseits die Rasanz des Fortschritts vor Augen, mit den Eisenbahnen, den großen Fabriken, den Erfindungen des Funks, dem Verlegen der ersten Seekabel, und so weiter – und andererseits die Berichte über das erbärmliche soziale Elend, ob von Friedrich Engels über „die Lage der arbeitenden Klassen in England“ oder die Protokolle des evangelischen Theologen Johann Hinrich Wichern über die himmelschreiende Not der Ärmsten in Hamburg.

Da gab es ohne jeden Zweifel echte Verlierer und Verlorene, Mühselige und Beladene, Erniedrigte und Beleidigte. Und doch war dies auf lange Sicht ein wichtiger Ausgangspunkt für eine unglaubliche Verbesserung der Lebensumstände für alle, an der viele mitwirkten und die weltgeschichtlich ohne Beispiel ist. Zugespißt ausgedrückt: Kein König hat um 1800 so leben können wie der durchschnittliche Europäer im Jahre 2014. Nie hat es sich – in diesem Teil der Erde – leichter, angenehmer leben lassen, nie konnten vor allem Krankheit und Armut besser bekämpft werden. Und durch sozialistische Arbeiterbewegung, christliche Gesellschaftslehre und demokratische Parteien haben der Arbeiter und der sogenannte „kleine Mann“ Recht und Würde und Stimme bekommen. Ob das Wissen darum ein Trost gewesen wäre für die damaligen Verlierer der Geschichte, steht auf einem anderen Blatt, einem Blatt, das ich etwas später gesondert aufschlage.

Gewinner und Verlierer: Manchmal changiert das Bild, der Verlierer sieht wie der Sieger aus oder umgekehrt. Wir sprechen zum Beispiel in Westeuropa vom Ersten Weltkrieg als der „Urkatastrophe“ des Jahrhunderts – und zwar unabhängig davon, ob wir in England oder Frankreich zu den Siegern oder ob wir in Deutschland zu den Verlierern des Krieges gehören. Bei anderen ehemaligen Kriegsteilnehmern aber denkt man ganz anders.

Ich hatte vor kurzem acht Historiker aus acht europäischen Ländern zu einer Diskussionsveranstaltung im Schloss Bellevue zu Gast. Es ging um die Frage, wie in den verschiedenen Ländern heute an den Ersten Weltkrieg erinnert wird. Dabei wurde vollkommen klar, dass die Polen oder die Tschechen und Slowaken oder auch Serben oder Kroaten, Esten, Letten und Litauer keineswegs von einer Urkatastrophe sprechen können, da doch ihre Staaten oder Staatenbünde erst durch den Ersten Weltkrieg und nach dem Zerfall der Großreiche gegründet oder wiedergegründet werden konnten. Die neuen Nationen sind also Gewinner, obwohl die aus ihnen stammenden Soldaten oft auf Seiten der Verlierer-Imperien gekämpft hatten.

Und wie geht man mit dem Verlieren um? Nehmen wir unser Land, Deutschland, nach 1918. Auf der einen Seite spürt man so etwas wie ein Aufatmen, als mit der Niederlage im November endlich die Republik und die Demokratie kommen. Aber es drücken schwer die Reparationen, die der Versailler Vertrag, der auch von Ressentiment und Rache geprägt war, dem Land auferlegt hat. Und es drückt schwer die als ungerecht empfundene Behauptung, der Alleinschuldige am Krieg gewesen zu sein. Und man glaubt nicht an die Realität der militärischen Niederlage. Man lügt sich das Gegenteil vor und behauptet und tröstet sich mit der Legende vom Dolchstoß.

Diese Hypothek lastet auf der jungen Republik, bei allem guten Willen und aller aufrichtigen Anstrengung besonnener und überzeugter Demokraten. Zu viele bleiben abseits. Trotz „roaring twenties“ und großer Aufschwünge in den goldenen Zeiten vergraben viele sich in Gram und hadern verstockt mit dem Schicksal. Die soziale Not der Wirtschaftskrise tut ein Übriges. Rachephantasien wachsen, andere Schuldige werden gesucht und gefunden: Juden, Bolschewisten. Eine Selbstvergewisserung mit klarem Blick für die tatsächlichen Gegebenheiten bleibt größtenteils aus. Von rechts und links wird die schwache Republik angegriffen und verraten. So erobern Hitler und die Nazis ein Land, das mit sich nicht ins Reine gekommen war.

Wie anders geht das Land nach 1945 mit der Niederlage um! Da blieb kein Raum für Lebenslügen wie 1918. Militärisch war Deutschland eindeutig besiegt und moralisch, auch nach eigener schmerzhafter Einsicht einiger, erst später vieler seiner Bürger, zutiefst diskreditiert. Weder der Verlust von Gebieten noch Reparationszahlungen führten zu so bedeutenden revanchistischen Kräften, dass sie dauerhaft politisch durchsetzungsfähig gewesen wären. Aber das Land konnte mit der Niederlage auch deshalb anders umgehen, weil es von den Siegern schon bald wieder in den Kreis der möglichen, dann der tatsächlichen Partner aufgenommen wurde. Zwar stellen der beginnende Kalte Krieg und die Aufteilung des Landes in zwei Blöcke eine besondere Situation dar, aber zumindest im Westen wurden Chancen geboten, gesehen und ergriffen.

Eine entschiedene Haltung der ausgestreckten Hand seitens der Sieger hat – zunächst für einen Teil unseres Landes – zu einer glücklichen neuen Geschichte geführt. Schon 1944 hatte das Britische Foreign Office für die britischen Soldaten, die als Be-

satzter nach Deutschland gehen sollten, in diesem Geist einen Leitfaden geschrieben, der heute noch lesenswert ist. Die Haltung lässt sich zusammenfassen in der Aufforderung: Be smart, be firm, be fair. Oder ausführlicher: „Es ist gut für die Deutschen, wenn sie sehen, dass Soldaten der britischen Demokratie gelassen und selbstbewusst sind, dass sie im Umgang mit einer besiegten Nation streng, aber zugleich auch fair und anständig sein können. Die Deutschen müssen selber fair und anständig werden, wenn wir später mit ihnen in Frieden leben wollen.“

Eine solche Haltung, die den gegenwärtigen Feind schon als künftigen Partner sieht, kann die Perpetuierung von Sieg und Niederlage, Rache, Vergeltung und neuem Krieg durchbrechen.

Von solcher Art waren im Übrigen die Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück, die 1648 den Dreißigjährigen Krieg beendeten und auch die Friedensordnung des Wiener Kongresses 1815, also vor bald genau zweihundert Jahren. Man ersparte sich das Aufrechnen, die moralische Verurteilung des Feindes. So schuf man, im Gegensatz zu Versailles, eine Friedensordnung, die fast hundert Jahre hielt. Allerdings gab es auch hier neue Verlierer, nun im Innern der Staaten. Denn die neue Internationale der Fürstenhäuser, die in weiten Teilen die alte geblieben war, sicherte ihren Frieden auch gegen die freiheitlichen Bestrebungen ihrer eigenen Bürger.

Ein anderes Beispiel: Nach 1945 konnte eine Gruppe, die sich nach dem jüngsten Krieg ganz besonders als Verlierer fühlen musste, die Chance ergreifen, zu Gewinnern zu werden. Die Flüchtlinge und Vertriebenen, die zu Millionen ihre Heimat, Haus und Hof, also praktisch alles verloren hatten, hatten eine fundamentale Erfahrung gemacht: Was ihnen blieb, das waren ihr Können, ihre handwerklichen Fähigkeiten, ihr Fleiß, ihr Glaube, ihre Bildung. „Was du gelernt hast, kann dir keiner nehmen“: Diese Erfahrung gaben sie auch an ihre Kinder weiter, von denen viele weit überdurchschnittliche Bildungsabschlüsse erzielten. Vieltausendfach sind hier Aufstiegs geschichten zu erzählen, führte die persönliche Entfaltung sozusagen auf die Gewinnerstraße.

Dennoch, wir wissen es, konnten oder wollten manche den unwiederbringlichen Verlust ihrer Heimat und das erlittene Unrecht nicht akzeptieren. Viele aber fühlten sich einer besseren Zukunft in neuer Heimat verpflichtet und wurden so zu Wegbereitern der Verständigung mit unseren östlichen Nachbarn – und so noch einmal zu einem Gewinn für unser Land.

Von Gewinnern und Verlierern hat man auch im Zuge der deutschen Wiedervereinigung gesprochen. Ich kann das nur sehr bedingt nachvollziehen. Wo für alle Freiheit anbricht, wo für alle Freizügigkeit, Recht und demokratische Mitwirkung ermöglicht werden, wo für alle die Chance eröffnet wird, sich frei zu entfalten, da kann doch vom Verlieren eigentlich nur reden, wer Privilegien eines Unrechtsstaates genossen hat.

Aber es existieren zweierlei Verlusterfahrungen. Neben der politisch gewollten Ablösung der politischen Eliten und ihres sehr kleinen Herrschaftszentrums musste

eine sehr große Zahl Beschäftigter in Funktionseliten der öffentlichen Verwaltungen, des Parteiapparates, von Polizei, Militär und Geheimpolizei in eine unsichere Zukunft überwechseln. Dabei ist weniger der Verlust an materieller Sicherheit als der Verlust einer sich über zwei Generationen herausgebildeten Rollensicherheit von Bedeutung für die Lebensgefühle der Betroffenen. Auch wer sich als eher unpolitischer Zeitgenosse an die Defizite mit der Zeit gewöhnt hatte und sich privat in den berühmten „Nischen“ sein Leben lebbar gemacht hatte, war dann, als sich alles änderte, häufig überfordert vom neuen System, reagierte also, wenn nicht mit Ablehnung des Neuen, so doch mit Fremdheitsgefühlen. Und das besonders, wenn man seine Arbeit verlor und das Gefühl hatte, nicht mehr wirklich gebraucht zu werden. Aber alles in allem sind die Deutschen und insbesondere die Ostdeutschen insgesamt Gewinner der Vereinigung.

In der Dialektik von Gewinner- und Verlierergeschichte werden immer wieder zwei Muster offenbar, die zu den grundlegenden abendländischen Erlebnis- und Erzählmustern gehören und die bis heute prägend sind. Sie haben beide eine religiöse, genauer, eine christliche Wurzel.

Da ist einmal die Geschichte des absoluten Verlierers, der, selber gewaltlos und friedlich, unschuldig verhaftet und sogar hingerichtet wird. Von den religiösen und staatlichen Autoritäten vernichtet. Seine Anhänger verzagt, verstreut, verloren. Doch wenig später entsteht in ihrem Kreis die Botschaft, er sei von den Toten auferweckt worden, also von Gott selbst gerechtfertigt. In dieser mythosgleichen Geschichte des Jesus von Nazareth findet der denkbar größte Umschlag von Niederlage in Sieg statt.

Diese Geschichte trat nun selber einen Siegeszug an. Erzählt von einer kleinen, verfolgten Verlierersekte eroberte sie das römische Weltreich. Es war diese Geschichte und die mit ihr begründete Praxis der Nächstenliebe zu den Verlierern und Verlorenen, die ohne Gewalt, ohne politische Tricks, ohne strategische Planung plötzlich gegen alle anderen Geschichten gewann. Dass das unschuldige Leiden nicht vergeblich erlitten wurde, dass es einen Sinn hat und Rechtfertigung erfährt, war eine Hoffnung, der sich Menschen seither gerne hingaben.

Das andere, das korrespondierende Muster der Geschichte vom Verlieren und doch noch Gewinnen, handelt vom selbst verschuldeten Leid. Diese Schuld- und Leiderfahrung kann zu Einsicht, Reifung, dann zu Versöhnung und neuem Anfang führen – eine Geschichte, wie sie etwa in der Bibel vom verlorenen Sohn erzählt wird.

Ob selbstverschuldet oder schuldlos erlitten: Leid muss nicht sinnlos sein, es kann zu Läuterung, Besinnung, neuem Selbstvertrauen führen. Bis heute lieben wir alle deshalb Geschichten, ob in Büchern oder Filmen, ob in der Oper oder im Theater, in denen die Helden ein schweres Schicksal erleiden, daran fast endgültig zu scheitern drohen, dann aber, vielleicht geläutert, vielleicht mit neuer Kraft und Stärke, alle Widrigkeiten besiegen und gleichsam wieder auferstehen.

An diese Erzähl- und Erlebnismuster muss ich denken, wenn ich mir und uns die

Frage stelle, was ist nun mit den Opfern, die keine neue Zukunft mehr hatten, was ist mit den wirklichen und endgültigen Verlierern der Geschichte, die nicht erhöht wurden, die keine Chance zu einer Läuterung bekamen und denen ein Triumph versagt blieb? Mit den Opfern von Völkermord und Holocaust, von Krieg, was ist mit den Opfern von Naturkatastrophen, Hungersnöten und Epidemien? Mit den unschuldig leidenden Kindern? Was ist mit denen, die ein metaphysischer Trost nicht erreicht, denen die gerade zitierten Geschichten von Tod und Auferstehung fremd oder unglaublich sind?

Hierauf, das weiß ich, können Historiker aus ihrem Beruf heraus keine Antwort geben. Die Frage nach dem Sinn von Leid, nach dem Sinn oder der Rechtfertigung von jedem einzelnen Leidenden, jedem einzelnen Opfer, kann nicht historisch beantwortet werden.

Aber diese Frage könnte nach meinem Verständnis doch die Geschichtsschreibung durchaus begleiten. Auch wenn die Geschichte, wie man sagt, von den Siegern geschrieben wird, ist doch immer auch die Geschichte der Marginalisierten zu erzählen, der Unterdrückten, der Geschlagenen. Und das geschieht auch schon.

Geschichtsschreibung kann ihnen keinen Sinn zusprechen, aber Geschichtsschreibung kann ihnen ihre Würde lassen oder wieder geben, wenn sie ihre Stimmen zu Wort kommen lässt oder wenn sie die zum Schweigen Gebrachten in Forschung und Lehre in die Erinnerung einbringt.

Hier, im Gedächtnis des Leids, liegt jene „gefährliche Erinnerung“, von der der Theologe Johann Baptist Metz oft so eindringlich gesprochen hat, die wir aber brauchen, damit sie uns immer wieder beunruhigt und aus jeder Selbstgenügsamkeit aufrüttelt. Er formulierte vor nun schon vierzig Jahren ... die bewegendsten Sätze: „Die vergangenen Leiden zu vergessen und zu verdrängen, hieße uns der Sinnlosigkeit dieser Leiden widerspruchslos zu ergeben. Schließlich macht auch kein Glück der Enkel das Leid der Väter wieder gut, und kein sozialer Fortschritt versöhnt die Ungerechtigkeit, die den Toten widerfahren ist. Wenn wir uns zu lange der Sinnlosigkeit des Todes und der Gleichgültigkeit gegenüber den Toten unterwerfen, werden wir am Ende auch für die Lebenden nur noch banale Versprechen parat haben.“

[...]

Etwas liegt mir zum Schluss noch am Herzen, es hat auch mit Gewinnen und Verlieren zu tun. Manchmal frage ich mich, ob die Geschichte nicht dabei ist, über die Gegenwart und die Zukunft zu siegen. Hat man noch vor nicht allzu langer Zeit anklagend von der „Geschichtslosigkeit“ oder „Geschichtsvergessenheit“ der Gegenwart gesprochen, so scheint mir heute geradezu das Gegenteil zuzutreffen. Unaufhörlich, so sieht es aus, sind wir mit der Geschichte, sind wir mit Jubiläen, Gedenktagen, Erinnerungen und Denkmälern oder Denkmalplanungen konfrontiert. Wo ist nur die Zukunft hin?

Oft haben wir den Eindruck, die Zukunft käme sozusagen von allein, und zwar mit rasender Geschwindigkeit, sie sei im Grunde das Werk einiger weniger Ingenieure, Softwarefirmen, Investoren und vielleicht auch noch von Politikern. Dazu kommt das

Gefühl: Die Welt ist heute so komplex geworden, dass die Folgen vieler Entscheidungen nicht mehr abzusehen sind. Die gegenwärtigen Krisen tun ein Übriges, um uns ratlos zu machen und zu lähmen.

Aber die Zukunft kommt nicht von selbst, früher nicht und nicht heute. Wenn wir uns auch daraufhin einmal die Geschichte anschauen, dann sehen wir, dass – jenseits aller Zufälle und unbeabsichtigten Wechselwirkungen – das meiste bewusst von Menschen gemacht und von Menschen bewirkt worden ist – oder von Menschen verhindert. Wer die Hand in den Schoß legt und glaubt, die Zukunft würden für ihn schon andere gestalten, der macht sich selber zum Opfer und wird sehr schnell auf der Verliererstraße landen.

Alles, was wir heute so sehr genießen, Frieden, Freiheit, Wohlstand – was Menschen in vielen Teilen der Welt bitter fehlt –, ist das mühsam genug erreichte Werk von Menschen. Und es ist zerbrechlich und endlich wie alles Menschenwerk. Es muss verteidigt, erneuert, neu errungen werden. Es gibt kein Ende der Geschichte.

[...]

Wir haben es zu einem großen Teil selber in der Hand, ob wir uns im Spiel dieser Welt als Gewinner oder als Verlierer beschreiben können. Wenn die Geschichte auch oft als Lehrmeisterin wenig brauchbar ist: Gute, ermutigende Beispiele, wie aus vermeintlichen Verlierern durch eigenen Mut und eigene Tatkraft, aber auch durch solidarisches Handeln, Gewinner geworden sind, gibt es in Fülle.

Meine eigene Lebenserfahrung lehrt mich, dass es nicht umsonst ist, sich stark zu machen für eine andere, bessere Zukunft, für eine Veränderung der Verhältnisse. Sicher, so etwas wie die Friedliche Revolution in Mittelosteuropa und der DDR – so etwas geschieht nicht alle Tage. Aber was wir dort erlebt haben, das bleibt ein unwiderlegbarer Beweis dafür, dass Geschichte selbst in Situationen, die unabänderlich erscheinen, beeinflussbar und gestaltbar ist.

[...]

Die Geschichte gibt uns kein unfehlbares Wissen darüber, was in einer gegebenen Situation richtig ist. Aber wir können aus der historischen Erfahrung ganz gewiss eine Überzeugung sicher gewinnen: Wer sich für Freiheit und Menschenwürde eingesetzt hat, für das Recht und die Gerechtigkeit, für Anstand und Menschlichkeit, der mag vielleicht für eine Zeit auf der verlorenen Seite gewesen sein – auf der falschen war er nicht.

Anmerkung

- 1 Die Rede des Bundespräsidenten erscheint hier in gekürzter Fassung. Der vollständige Text ist abrufbar unter <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2014/09/140923-Historikertag.html> – Hinweis der Redaktion.

HOCHFINANZ IN DER FRÜHEN NEUZEIT

■ Ralf Banken

Frankfurt als Finanzplatz in der Goethezeit 1750–1840*

1. Boomtown vor 200 Jahren

- 1 Als Goethe 1797 seine Geburtsstadt besichtigte, äußerte er sich über die großen baulichen Veränderungen der letzten Jahre sehr positiv: „Ich habe mich in diesen wenigen Tagen schon viel umgesehen, bin die Stadt umfahren und umgangen, außen und innen entsteht ein Gebäude nach dem andern, und der bessere und größere Geschmack lässt sich bemerken, obgleich auch hier und da wieder mancher Rückschritt geschieht. Gestern war ich im Schweizerischen Hause, das auch inwendig viel Gutes enthält, besonders hat mir die Art der Fenster sehr wohl gefallen, ich werde ein kleines Modell davon an die Schlossbaukommission schicken.“¹ Auch bei seinen weiteren Frankfurter Aufenthalten kam er immer wieder auf die baulichen Veränderungen
- 5
- 10 Frankfurts zurück. So vermerkte er zuletzt 1816, dass sich die Stadt „unter vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden“ sich „auf das prächtigste und heiterste hervorgebaut“ habe.²

- Tatsächlich bildeten die letzten Jahrzehnte des 18. und ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts eine Zeit reger Bautätigkeit in Frankfurt. Innerhalb weniger Jahre veränderte die Stadt ihr Antlitz, insbesondere in der sog. Neustadt, also dem Gebiet der
- 15 heutigen Zeil und dem Roßmarkt, wo große Wohn- und Geschäftshäuser die alten kleinen Fachwerkhäuser verdrängten (siehe Abb. 1 und Tab. 1, S. 16).³

- Die positive Entwicklung Frankfurts im Betrachtungszeitraum zeigt sich dabei nicht allein anhand des Baubooms, sondern auch in der starken Bevölkerungszunahme, die letztlich den Häuserbau mit auslöste und gleichzeitig mit deutlich steigenden
- 20 Hauspreisen einherging:

Sowohl dieser Bauboom als auch die starke Bevölkerungsentwicklung, die beide auf ein starkes Wirtschaftswachstum Frankfurts vor 1800 hindeuten, stehen dabei in deutlichem Kontrast zu der bis heute immer noch vertretenen Auffassung, dass die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands vor dem Ausbruch der Französischen

copy**